

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

25.5.1919 (No. 21)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 21

Karlsruhe, Sonntag, 25. Mai

1919

Inhalt: Pans Fest. Von Maximilian Flor. — Die Künstlernatur im Lehrer. Ein Beitrag zur Schulreform von Dr. Kiefer, Pforzheim. — Ernst Dohm. Von Dr. A. Schröder (Düsseldorf). — Die Willson-Iade und ihr Ende. Von Arisbur Voebting.

Pans Fest.

Der blaue Sternenteppich senkt sich weit herab. Die Mainacht schließt die Pforten auf zu ihren Wundern: heisser Rausch umfängt den wachen Takt des Bluts; verwirrend drängt das Meer der Erdsäfte jetzt herauf und sprengt die vollen Hüllen. — Das All ist zum erhabnen Fest bereit: Die prall gepulsten Adern brüllen und hasten glühend nach den letzten Dingen — — und stehen vor dem Wunder lächelnd stumm. Des Werdens mächtiger Gott geht zeugend um; er breitet zärtlich schwere dunkle Schwingen über das Opfertum der Ewigkeit.

Maximilian Flor.

Die Künstlernatur im Lehrer.

Ein Beitrag zur Schulreform von Dr. Kiefer, Pforzheim.

Der kürzlich verstorbene Heros der klassischen Philologie in München, Otto Crusius, pflegte in seinen Vorlesungen und Seminarrübungen mit großer Vorliebe von seinem „alten Lehrer Ahrens“ zu erzählen, wenn er einen Mann nennen wollte, dem die Wissenschaft und er als Schüler ganz besonders viel zu verdanken hätten. Diese Erwähnung geschah so oft, daß viele Studenten sich jedesmal dabei lächelnd anblickten, aber die tiefer Schauenden empfanden immer eine gewisse Kühlung, weil sie diese anhängliche Liebe des reifen Mannes zu seinem Lehrer wohl als das Höchste erkannten, was sie im späteren Lehrberuf von ihren Schülern erhofften. Dem Laien mag es gleichgültig sein, wer jener alte Ahrens war; aber gewiß hat er in seiner Zeit den lateinischen und griechischen Unterricht so erteilt, wie es nach unseren heutigen Lehrplänen von niemand mehr verlangt wird: es war jene Zeit, da die Abiturienten eines Gymnasiums lateinische Aufsätze schrieben, lateinische Reden hielten und diese Sprache besser beherrschten als jetzt ein cand. phil., der ins Examen geht und gut besteht. Und doch sind Männer, gesund an Geist und Körper, aus seiner Schule gegangen, zu denen wir Jüngeren heute mit Bewunderung aufsehen. War es also ein Fehler, daß man jenes alte Gymnasium reformierte, daß man Realschulen aller Art ausblühen ließ, daß man ein gut Teil jenes „toten Wissensstroms“, weil unnützlich, über Bord warf? — Niemand kann dies behaupten; denn auch die modernen Schulen haben gute Früchte gezeitigt, freilich nicht so viele, als man sich von den Schulreformen versprochen hatte! Nun wurde weiter reformiert: Vor einigen Jahren sind Reformgymnasien entstanden. Eine Reihe von Abiturienten dieser Anstalten steht vor uns. Hand aufs Herz, meine lieben Mütter, habt ihr in eurem Reformgymnasium weniger arbeiten müssen als eure Brüder im Gymnasium oder in der Realschule? Seid ihr jetzt klüger und kenntnisreicher als diese? Seid ihr lieber zur Schule gegangen? — Die Antwort auf diese Fragen ist mir schon von vielen Reformschülern gegeben worden: Sie hat immer „nein“ gelautet. Was ich aber Knaben aller Schulen frage: Geht ihr gerne zur Schule? da bekomme ich sehr verschiedene Antworten. Und ich denke an meine eigene Schulzeit zurück. Ich habe herrliche Stunden erlebt die ich als alter Mann nicht vergessen werde; ich habe mich loblich gelobt und nur durch groben Anflug wachgehalten in den Stunden; ich bin mit Selbstmordgedanken in die Schule und von der Schule nach Hause gegangen und habe meinem Lehrer die schlimmste Todesart gewünscht — und dies alles innerhalb von neun Jahren, am selben Gymnasium, unter demselben Direktor und unter demselben „Lehrplan“. So ging es allen meinen Mitschülern und geht es heute noch allen Schulkindern. Wer steht da nicht, wo die Schulreform zuerst einzusetzen hat? Gymna-

nistische oder reale Bildung? Stundenzahl? Freie Samstage? Einheitsschule? Sind das wirklich die Kardinalfragen, an denen die Zukunft unserer Jugend und damit die Zukunft Deutschlands hängt?

Ich will unter euch treten und fürchterlich Muserung halten, unter euch, ihr Lehrer, die ihr in die Schule geht wie der Tagelöhner zur Arbeit, die ihr beständig nach der Uhr schielt, die ihr euch nur mit Seufzen und Stöhnen vorbereitet, weil der Stammtisch wartet, die ihr jeden Morgen eure Schüler zum Teufel wünscht und nur in den Ferien richtig zu leben glaubt! Es gibt nur eine Schulreform von Bedeutung: Ausschaltung aller Lehrkräfte, die ihren Beruf nicht vom künstlerischen Standpunkt auffassen. Der Bildhauer sieht sein Kunstwerk schon im rohen Ton, der Maler in den Farben. Ton und Farben treiben beide zur Ausführung, und die Arbeit selbst ist der Höhepunkt im Leben des Künstlers. Der Stoff des Lehrers sind seine Schüler; wenn ihr Anblick ihn nicht zur Arbeit begeistert, wenn ihm diese Arbeit nicht als höchstes Gut erscheint, dann hat er seinen Beruf verfehlt, dann ist er kein Künstler und kein Lehrer. Ich kann mir einen Bürobeamten denken, der ohne innere Freudigkeit schlecht und recht sein Amt verwaltet; er wird der Gesamtheit nützen, wenn auch für sich keinen inneren Gewinn davon tragen. Ich kann mir einen Maler denken, der ohne Lust sein bescheidenes Talent benützt, um reiche Leute zu porträtieren; er wird niemand schädigen als sich selbst. Ich kenne aber so manchen Lehrer, der zwar pflichtmäßig und in strengerucht seine Schüler unterrichtet, der aber aufatmet, wenn die Glocke läutet, der Klassenausflüge haßt, weil er an diesem Tage 12 Stunden „arbeiten“ muß anstatt nur 3-4 — er wird im Laufe eines langen Lebens Hunderte von jungen Seelen vergiften, und niemand ist da, der ihm ein dommerndes „Halt“ gebietet. Eine schwere Anklage, besonders schwer, weil sie so viele trifft, und weil hier das Grundübel alles Schullebens liegt, an dem Tausende von Kindern krankend! Viele Lehrer haben ihren Beruf nur als Brotstudium ergriffen, und sie sind es, die wegen ihrer Langweile verachtet oder wegen ihrer kalten Härte gehaßt werden.

Ein Charakteristikum des wahren Lehrers ist es, wenn seine Künstlernatur, die in der Auffassung seines Berufes zur Geltung kommt, auch außerhalb des Berufes erscheint. Alle meine Lehrer, an die ich mit froher Dankbarkeit zurückdenke, verrieten durch irgend welche Liebhaberei ihre Künstlerteele: Durch große Naturfreude, durch Beschäftigung mit Musik, Malerei, Dichtkunst, die sie teils historisch betrachtend, teils ausübend betrieben. Kamem sie damit schon einem Teil ihrer Schüler, soweit diese ähnliche Neigungen hatten, persönlich nahe, so war doch die Hauptsache dabei, daß sie sich selbst für das Schöne begeistern konnten und damit auch Begeisterung einzuflohen verstanden. Die Jugend aber will und muß begeistert werden! — Ich weiß wohl, daß solche Künstler-Lehrer nicht immer das Vertrauen ihrer Vorgesetzten besitzen; der Ton in ihren Klassen ist manchmal zu gemütllich-heiter, das Pensum sieht nicht so recht am Ende des Jahres, die Schüler haben wohl den Geist des Abwegenliebes in sich aufgenommen, können aber nicht mittelhochdeutsch definieren und konjugieren, und das paßt manchen Herren Vorgesetzten nicht. Aber die Schüler hängen mit Liebe an ihnen, spielen ihnen nie bössgemeinte Streiche und sprechen noch als Großväter gerne von ihrem „alten Lehrer Ahrens“. Darauf aber kommts an.

Sollen also alle Lehrer, die keine künstlerische Ader haben, entlassen werden? Es wäre zu überlegen; denn besser hundert brotlose Lehrer als tausend und aber tausend geschädigte Kinderherzen! Ich fürchte aber die praktische Undurchführbarkeit. Wer soll über die Befähigung der Lehrer, unter denen sich recht gekochte Herren befinden, entscheiden? Schülerräte, Elternräte? Das könnte niemals gerecht durchgeführt werden. Eine Reform muß ja nicht von heute auf morgen fertig sein. Aber mit Gewalt müssen wir alle vom Lehrberuf fernhalten, die ihn ohne Begeisterung ergreifen wollen, und wir müssen Mittel und Wege finden, um schon in der Ausbildungszeit der Lehrer künstlerisches Gefühl in ihnen zu wecken, in denen es schlummert, und die rechtzeitig abzuweisen, bei denen nichts zu wecken ist. Schließlich müssen die Examina nach ganz andern Gesichtspunkten gehandhabt werden, denn wir sehen es täglich, daß Herren mit glänzend bestandener Prüfung als Lehrer versagen und umgekehrt. Die wissenschaftliche Befähigung ist von der pädagogischen ganz wesentlich verschieden. Ich kannte einen als Lehrer ganz unmöglichen Herrn, der ein hervorragendes wissenschaftliches Werk schrieb und daraufhin Direktor einer Volkshochschule wurde; wie viel Unheil mag dieser Herr schon angerichtet haben! Denn was für den Lehrer gilt, gilt in noch höherem Grade für den Leiter: er

müß nicht nur seine Schüler, sondern auch seine Lehrer mit der ihm innewohnenden Begeisterung für alles Schöne anzuspoken verstehen, er müß eine durch und durch künstlerisch empfindende Persönlichkeit sein.

Keine Schulreform wird demnach eine dauernde Befreiung vom Schulleid bringen, die nicht mit einer gründlichen Ueberwindung in der Zusammenziehung des gesamten deutschen Lehrkörpers beginnt. Man sage mir nicht, daß wir dann zu wenig Lehrer bekämen; es gibt viel mehr künstlerisch veranlagte Menschen, als man gemeinhin annimmt. Aber jene prosaischen Naturen, denen der Lehrberuf als notwendiges Uebel erscheint, und die von den olympischen Göttern nur Bacchus und Venus kennen, haben in der Schule nichts verloren.

Wer ohne Voreingenommenheit über die Schulfrage nachdenkt und sich vor allem seiner eigenen Schulzeit erinnert, wird sich der Wahrheit meiner Darstellungen nicht verschließen können. Pflicht aber aller Schulkollegen ist es, darüber nachzudenken, wie hier rasche und sichere Abhilfe geschaffen werden kann. Denn um unsre Jugend handelt es sich hier, auf deren Schultern die Sünden der Väter eine schwere Last gelegt haben. Nach den traurigen Zeiten wollen wir ein frohes Geschlecht erziehen, das mit Lust und Liebe arbeiten lernt.

Ernst Dohm.

In seinem 100. Geburtstag am 24. Mai.
Von Dr. A. Schröder (Düsseldorf).

Unter den „Gelehrten“ des Kladderadatsch, wie die ersten vier Herausgeber dieses im Jahre 1848 von A. Hofmann gegründeten politischen Witzblattes bald im Volksmunde genannt wurden, war Dohm zweifellos der gelehrteste. Er hatte nicht nur Philosophie und Theologie „durchaus studiert“ und vor seinem Eintritt in die Redaktion „zweimal von der Kanzel herab die Gläubigen in der Umgebung von Halle durch fromme Predigten erbaut“, sondern er verfügte auch über ein so umfangreiches Allgemeinwissen, daß er deshalb sogar von seinen Mitarbeitern beneidet wurde. Diese waren Kallisch und Löwenstein auf schriftstellerischem Gebiet und Scholz als Zeichner. Der Grundzug von Dohms Charakter war satirisch. Dabei verfügte er über einen solchen Reichtum an geistvollen Gedanken und über die Gabe, diese in Form von liebenswürdigen Bosheiten wiederzugeben, wie wohl kaum jemand vor ihm oder nach ihm. Sein ganz besonderes Verdienst aber gerade um den Kladderadatsch, an dessen Spitze er 35 Jahre lang in treuer Arbeit gestanden hat, lag in der Kunst seiner Redaktionsführung. Hier befähigte ihn ein feines Verständnis für die jeweilige politische Lage und ein feiner Takt, aus den Beiträgen stets diejenigen auszuwählen oder selbst solche Beiträge zu liefern, die der herrschenden Stimmung jeweils am besten Ausdruck gaben. Dohm ist es daher in erster Linie zu verdanken, daß der Kladderadatsch sein einmal gestecktes Ziel, die lächerlichen und verächtlichen Ausgeburteten des öffentlichen und geistigen Lebens zu geisteln, auch in den schwersten Zeiten im Auge behalten konnte, ohne dabei nach irgend einer Seite hin verlegend zu wirken.

Dohm war mit seinen Kritiken sehr freigebig und verschonte damit im gegebenen Fall auch seine besten Freunde nicht. Mit dieser „Objektivität“, wenn man so sagen darf, hat er den Kladderadatsch durch die gefährlichen Verlöben der Reaktions- und Konfliktzeit und durch die aufgeregten Jahre von 1864–1866, in denen die öffentliche Meinung in Deutschland, wie etwa auch jetzt, an Zwiespalt und Unklarheit nichts zu wünschen übrig ließ, glücklich hindurchgesteuert und ihm bei Freund und Feind gleich hohes Ansehen gewonnen. Dabei hatte er, so sonderbar dies klingen mag, eine ausgesprochene Abneigung gegen das Schreiben und gegen die Ausübung einer Kunst, für die er durch seine hohe dichterische Veranlagung und durch sein universales Wissen mehr als andere berufen war.

Aber gerade hier zeigte sich seine Meisterschaft in hellstem Licht. War nämlich am Redaktionsstage von den anderen Mitgliedern nicht genug Material zur Stelle, so schuf Dohm das Fehlende aus dem Stegreif! So wenig geeignet der umgebende Lärm einer Druckerei hierfür erscheinen mag, kann man doch wohl sagen, daß die besten Arbeiten Dohms, vor allem eine Anzahl der klassischen Zeitgedichte, gerade hier entstanden sind.

Bei der Abneigung Dohms gegen überflüssiges Schreiben ist es verständlich, daß er als Unterhalter vielleicht noch bewundernswerter war, denn als Schriftsteller. Unter feinem Lächeln produzierte er in erstaunlicher Schlagfertigkeit Bemerkungen von attischem Gepräge, die dann in Berlin alsbald von Mund zu Mund zu laufen pflegten. So war er einst vom Magistrat der Stadt Plegnitz verklagt worden, weil er eine komische Verordnung des Magistrats der Lächerlichkeit preisgegeben hatte. Dohm machte vor Gericht geltend, daß es sich in seinem Artikel doch nur um die Mitteilung einer tatsächlichen Verordnung gehandelt habe. Der Richter meinte dagegen, daß schon die Einleitung „Der hochweise Magistrat“, die Absicht einer Beleidigung erkennen lasse. Alsbald erwiderte Dohm mit dem ehrbarsten Gesicht von der Welt, daß er auch bezüglich dieses Wortes „den Beweis der Wahrheit antreten werde“. Hierauf allgemeine Heiterkeit auch am Richtertische selbst. — Als einst ein hoffnungsvoller Jüngling mit den Worten an ihn herantrat: „Darf ich mich Ihnen vorstellen? Ich bin a u d h u m o r i s t“, antwortete Dohm freundlich: „Ich nicht.“ — Einer Gastgeberin, die ihren Tisch-

gästen schon vorher verraten hatte, wie entzückend die witzige Unterhaltung Dohms sei, und die ihn dann unmittelbar nach der Suppe aufforderte: „Wenn Sie uns eine große Freude machen wollen, Herr Dohm, sprudeln Sie bitte“, erwiderte er mit höflicher Verneigung: „Ach, gnädige Frau, ich habe bis jetzt so wenig gegessen. Vielleicht später!“ — Auf einen geizigen Herrn brachte er einen Geburtstagstoast aus, der mit den Worten schloß: „Auf die Gefahr hin, unsern verehrten Gastgeber keine Freude zu bereiten, bitte ich Sie, Ihre Gläser noch mal's zu füllen usw.“.

Dohm hat sich auch als Uebersetzer einiger Offenbachscher Opern, besonders der „Schönen Helena“ hervorgetan. Als Probe führen wir an, daß er die Stelle

Je suis le mari de la reine — ri de la reine
Le bon Menelas!

auf deutsch so wiedergab:

„Ich bin Menelais der gute — Ians der gute
Der Mann der Helena!“

Für alle Zeiten unsterblich machten aber doch Dohm in erster Linie seine politischen Gedichte, unter denen wieder die über Bismarck und über Napoleon III. alles andere in den Schatten stellten. Am 5. Februar 1888 schied Dohm aus diesem Leben. Der „Kladderadatsch“ widmete ihm einen poetischen Nachruf, dem wir zum Schluß zwei Strophen entnehmen:

Du hast gekämpft mit scharfer Behre
Bon Rat und Feinden rings umdröht,
Für Licht und Freiheit, Recht und Ehre,
Ein wahrhaft deutscher Patriot.

In guten wie in bösen Tagen
Hast du dem Volk manch Lied geweiht.
Dein Nachspruch war: „Niemand verzagen
Und — heiter auch in ernster Zeit!“

Die Wilsoniade und ihr Ende.

Von Arthur Voehltingk.

Nie ist die uns Deutschen so tief innewohnende Ideologie furchtbarer genarrt worden als durch den Ideologen im Weißen Hause zu Washington.

Die verhängnisvolle Vertrauensseligkeit datiert nicht von gestern. Sie ist schon für die Regierung Kaiser Wilhelms II. nur zu bezeichnend gewesen. Obgleich Wilson die über Deutschland verhängte Hungerblockade, wie sie England durch die völkerrechtswidrige Absperrung der Nordsee vom Weltmeere ausübte, alsbald anerkannte und demnach mitmachte, alle Handelsbeziehungen mit uns abbrach und sogar unsere drahtlose Verbindung mit Amerika abstellte, es geschahen ihm, daß unsere heimelnden Vaterlandsverteidiger rings auf dem Erdenrunde, durch seine Flagge geschickt, abgefangen und in grausamste Gefangenschaft geschleppt wurden, haben wir ihm den Schatz der deutschen Staatsangehörigen im Auslande anvertraut! Würdte er die Vereinigten Staaten sich in ein unerhörtes Kriegslager für die Entente verwandeln lassen, ohne uns Andern auch nur eine Cartouche zukommen zu lassen —, so war das nur sein „gutes Recht“, an dem wir keinen Anstoß nehmen durften! Das er erst kurz zuvor jede Waffenlieferung an das im Bürgerkriege befindliche Mexiko als unvereinbarlich mit den Grundsätzen der Neutralität untersagt hatte, brachte weder ihn noch seine Anbeter aus der Fassung. Als die Engländer uns mit ihren in Afrika erprobten, durch das Haager Gericht untersagten „Dum-Dum“-Geschossen zu bedenken begannen, und wir uns bestreuten an den „großen Freund“ jenseits des großen Wassers wandten, hatte er dafür nur ein kaltblütiges Lächeln. Nirgends feierte die Beschimpfung Deutschlands und zumal Kaiser Wilhelms schamlovere Drogen als im Lande und der Presse der Panee.

Als wir hingegen England in Blockade-Zustand erklärten, ließ Mr. Wilson dies für seine Amerikaner nicht gelten. Selbst die „Lusitania“ sollte, den Walfischbauch mit Kriegsgeräten aller Art ausgefüllt, nach wie vor, unter amerikanischer Flagge, unbehelligt fahren. Als sie trotzdem vor der Südküste Irlands torpediert wurde und infolge von Kriegsgasen an Bord so jählings unterjant, daß ein Teil der Passagiere amerikanischer Nationalität in den Fluten umkam, — jener Passagiere, die allen unseren Warnungen ungeachtet zur „Sicherung“ des Meerestums vor unseren Torpedos, eingeschifft worden waren! — drohte Wilson mit — offenem Kriege. Wir stellten infolge dessen den unbeschränkten U-Bootkrieg wieder ab. Voraussetzung dabei war, wie ausdrücklich erklärt wurde, daß Wilson dafür sorgte, daß England das bestehende Völkerrecht einhalte und zumal nicht länger die Handelschiffe, dem Pariser Vertrage zuwider, mit Kanonen ausrüste und so unseren U-Booten das Anhalten und Absuchen derselben unmöglich mache. Ein volles Jahr haben wir auf Wilsons Abhilfe zugewartet, ohne daß er sich geregt hätte. Um, als wir infolge dessen den unbeschränkten U-Bootkrieg wieder aufnahmen, uns des Wortbruchs zu zeihen, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen und die förmliche Kriegserklärung gegen uns in die Wege zu leiten.

Trotz alledem haben wir immer wieder auf Wilson als Friedensvermittler gerechnet. Niemand zuverlässiger, als da Deutschland im Verein mit seinen Bundesgenossen am 12. De-

September 1916 sich in feierlichster Weise zur Friedensverhandlung bereit erklärte und wir Wilson unsere maßvollen Bedingungen unter der Hand mitteilten. Er war zwar eben wieder neu gewählt worden und dies als „Pacifist“, dies hinderte ihn indessen nicht, der Entente nach wie vor zu willen zu sein und uns die „kalte Nase“ zu zeigen. Alle Versuche, uns auf Grund der von ihm selbst verkündeten Friedensbedingungen mit ihm zu verständigen, ließ er abblitzen. Mit Lloyd George ein Herz und eine Seele wollte auch er, nachdem es ihm gelungen war, die ganze Macht der Vereinigten Staaten ins Feld zu bringen, offenbar den Kampf bis zum „knock out“ durchzuführen, er, der in die Welt hinausgerufen hatte, daß es keinen Besiegten geben dürfe, daß Recht vor Macht gehe, schrie sich nunmehr mit dem Rufe heiser: „Gewalt, Gewalt und nur Gewalt!“ Um unsere Ausschungerung vollständig zu machen, wurden die uns benachbarten neutralen Staaten, die er vergeblich in den Krieg mit fortzureißen versucht hatte, vollends unter die Luftpumpe gesetzt. Alles um des Völkerrechts und der „Freiheit“ willen!

Daß jenes Deutschland, das nichts so sehr begehrte, als mit den Vereinigten Staaten in Frieden und Freundschaft zu leben und das noch nicht so groß war wie Texas, eines der 48 Unionstaaten, bereits die halbe Welt auf dem Halbe hatte, fürte den „Idealisten“ Wilson nicht weiter. Nicht genug damit, daß er ein neues Millionenheer gegen uns ins Feld stellte, durch die Losung: „nieder mit dem preussisch-deutschen Militarismus und der Hohenzollern-dynastie!“ schürte er zugleich den Bürgerkrieg. Das Deutsche Reich sollte auch von innen heraus zertrümmert werden.

Als herart der Tag kam, da unsere Front an der Misne zusammenzubrechen drohte und wir bei Wilson um Waffenstillstand einkamen, ließ er uns Tage lang ohne Antwort, um uns schließlich an die — Generalität der Entente, an Feldmarschall Foch, zu verweisen und uns Waffenstillstandsbedingungen aufzuerlegen, wie sie vernichtender und raffiniert kein Großmogul hätte erfinden können. Wir nahmen das Angeheuerliche an, indem wir uns auf Wilsons 14 Programmpunkte, als Friedensgrundlage, beriefen und diese auch zugestanden erhielten. Um — nachdem der von Zeit zu Zeit immer noch verschärfte Waffenstillstand volle 6 Monate gedauert hatte, ohne daß wir zu einer Friedensverhandlung gelangen konnten — uns das Versailles „Friedensbuch“ vorzulegen!

Der Zauber, mit dem uns Wilson so zu betören verstanden hat, sind seine — Reden gewesen. Diese liegen nunmehr auch in deutscher Sprache gesammelt vor; sie spiegeln seine „staatsmännische“ Betätigung deutlich genug wieder. Gleich die erste, im Hinblick auf den europäischen Krieg, zur Verabschiedung des Kongresses am 8. Dezember 1914, ist für seine Denkart und Handlungsweise kennzeichnend genug. „Der Krieg“, hob er an, hat nicht nur die Wege des Handels, sondern auch das Fortschreiten der Produktion unterbrochen.“ In Europa würden Schwierigkeiten haben, für ihre Bevölkerung vieles zu tun, was sie bisher mit Leichtigkeit zu tun imstande waren — viele notwendige und grundlegende Dinge.“ Sie würden daher mannigfache Dienste der Vereinigten Staaten brauchen, wie noch niemals vorher. Dies gelte auch von den südamerikanischen Staaten, die bisher weit regere Handelsbeziehungen mit Europa unterhalten hätten, als mit den Nordstaaten. Das müsse anders werden! Das alles nicht etwa den Vereinigten Staaten zum Vorteil, sondern um — durch Versorgung der notleidenden Märkte — „der Menschheit zu dienen!“ Als Amerikaner hegten sie zwar den Wunsch „Dienste zu leisten, große und hochherzige Dienste, dazu seien sie aber leider noch nicht so vorbereitet, wie sie es sein sollten. Sie hätten verfaßt — ihre Wasserstraßen auszubauen und eine eigene Handelsflotte zu schaffen. Das müsse jetzt möglichst energisch nachgeholt werden.

Die Stimme seiner Amerikaner sei die „des Friedens, der Hoffnung und der Freiheit.“ Sie lebten mit der ganzen Welt in Frieden. Niemand könne behaupten, daß die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des Gebietes der Vereinigten Staaten von irgend einer Seite bedroht werde. Die Amerikaner seien unfähig, vor der Macht irgend einer Nation Furcht zu empfinden. „Wir sind die aufrichtigsten Freunde aller Völker der Welt, weil wir niemanden bedrohen, niemandes Besitz begehren und niemanden vernichten wollen. Unsere Freundschaft kann ohne Vorbehalt angenommen werden. Darin liegt unsere Größe. Wir sind die Vorkämpfer des Friedens und der Einigkeit.“ Ganz gewiß seien sie bereit, sich bis zum Neuesten zu verteidigen; doch werde man die Vereinigten Staaten nicht in ein Heerlager verwandeln, und von ihren jungen Leuten verlangen, daß sie die besten Jahre ihres Lebens damit verbringen, Soldaten aus sich zu machen. Man werde sich mit einer freiwilligen Bürgerwehr zufrieden geben. „Mehr als dies würde zum Umsturz der Geschichte, und des Charakters unserer Politik führen. Mehr als dies gegenwärtig in Vorschlag zu bringen, würde — gestatten Sie mir, es auszusprechen — lediglich bedeuten, daß wir unsere Selbstbeherrschung verlieren haben, daß wir durch einen Krieg, mit dem wir nichts zu tun haben, aus dem Gleichgewicht gebracht worden sind, durch einen Krieg, dessen Ursachen uns nicht berühren können, ja der uns geradezu Gelegenheit zu selbstlosen Freundschaftsdiensten gibt, so daß wir uns jedes Gedankens an Feindseligkeiten oder fürchtbare Kriegsvorbereitungen schämen

sollten. Jetzt ist sicherlich die Gelegenheit, für die ein Volk und ein Staat wie die unsern, in die Welt gekommen sind, die Gelegenheit, nicht nur in Worten, sondern mit der Tat den Friedens- und Freundschaftsgedanken und die dauernde Eintracht, die sich auf Gerechtigkeit und auf ehrliches und hochherziges Handeln gründet, zu verkörpern.“

So der Auftakt. Am 20. April 1915, in einer Ansprache an die Presse zu Newyork, betont er, daß die Vereinigten Staaten die einzige große Nation seien, die gegenwärtig nicht am Kriege beteiligt sei (und China?). Er sage dies nicht, um die anderen Neutralen herabzusetzen, sondern nur daran zu erinnern, daß zwischen den Vereinigten Staaten und den fürchtbaren Ereignissen in Europa 3000 Meilen kühlen, schweigenden Ozeans rollen. Und so seien sie zum Mittler der — nun? — „Weltkriegen“ berufen! Sie müßten ihr „Geld und ihre Energie, ihre Begeisterung und ihr ganzes Fühlen daran wenden, und Herz und Sinn für jenen Tag läutern und bereiten.“ Amerika müsse sich stärken, um Europas Freund zu sein, wenn der Tag der Probe auf die Freundschaft kommt. Das Wesen der Neutralität sei nicht Gleichgültigkeit und auch nicht Eigennutz. „Das Wesen der Neutralität ist Liebe zur Menschheit.“ Amerika sei insbesondere darin frei, daß es keinen führenden Ehrgeiz als Weltmacht besitze. Die Neutralität liege ihm am Herzen, weil es etwas so viel größeres gibt, als den Kampf. „Unsere Nation erwartet eine Würde, deren noch keine andere Nation teilhaftig geworden ist.“

Noch einmal am 10. Mai 1915: „Amerika muß ein besonderes Beispiel geben, das Beispiel des Friedens, und zwar nicht nur weil es nicht kämpfen will, sondern weil Friede, nicht Kampf, das heilende und erhebende Element der Welt ist. Es gibt einen Stolz, der zu groß ist, um zu kämpfen. Eine Nation kann so sehr im Recht sein, daß sie andere davon nicht zu überzeugen braucht.“

Diese so zur Schau getragene Zuversicht in die Macht des Rechts an sich hat den so ausgesprochenen „Idealisten“ Wilson nicht abgehalten, vor allem auch die amerikanische Wehr- und Kriegsmacht aufs Höchste zu steigern. Am 15. Mai 1915 rief er her im Hafen von Newyork versammelten Kriegsslotte zu, sie bedrohe keine Menschen, sondern sei nur „eine feierliche Offenbarung dessen, daß die Macht Amerikas die Macht der Gerechtigkeit ist, daß Amerika nichts anderes liebt und für nichts anderes kämpfen will.“

Schon am 11. Oktober 1915, in einer Ansprache an „die Töchter der amerikanischen Revolution“, zu Washington, hat die vor 6 Monaten als höchstes Ideal verherrlichte Neutralität ein heftigst anderes Gesicht bekommen. Jetzt heißt es: „Neutralität ist ein Wort der Verneinung. Es brüht nicht das aus, was Amerika empfinden muß.“ — In Anbetracht des Zwiespatts innerhalb der amerikanischen Bürgerschaft selbst, des Mißes, der durch die „Nation“ glug, da sich deutsche und englische Amerikaner, mit ihren entgegengesetzten Sympathien, so scharf befehden, daß der Bürgerkrieg drohte, konnte Wilson indes nicht „vorsichtig“ genug sein.

Am 4. November 1915 versichert er zwar noch einmal: „Das Land wird von niemandem bedroht. Es unterhält mit der ganzen Welt freundschaftliche Beziehungen.“ Er dringt trotzdem auf immer weitere Verstärkung der Kriegsmacht, sowohl zu Land wie zu Wasser. Dem Kongress wird am 7. Dezember abermals eine gewaltige Flottenvorlage unterbreitet. Die Kriegsslotte sei unerlässlich, um den eigenen Uebersee-Handel zu schützen. Auch die Industrie und Hilfsquellen des Landes wurden für die Mobilmachung bereit gemacht. Dem amerikanischen Volke liege ob, die nationale Leistungsfähigkeit und Sicherheit aufs höchste Maß zu steigern, damit es im Geiste seines Genius sich zur Weltung bringe. „Darin sind wir nicht nur Genossen, sondern Herolde und Propheten eines neuen Zeitalters.“

Am 24. Februar 1916 versichert Wilson in einem offenen Schreiben an den Senator Stone noch einmal, daß er alles tun werde, was in seiner Macht stehe, um die Vereinigten Staaten vom Kriege fernzuhalten. Er dürfe und werde indes keinerlei Kürzung der Rechte amerikanischer Bürger dulden, womit er offenbar auf die Blockade Englands durch unsere U-Boote anspielte. Am 19. April wurde er in einer Ansprache an den Kongress noch deutlicher. Er teilt mit, daß er infolge der Torpedierung der „Lusitania“ und der „Sussex“ mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht habe. Zugleich bringt er einen Völkerbund zum Schutze der Kleinen und Schwachen in Anregung. Ihm liegt immer wieder vor allem daran — die Amerikaner europäischer Abkunft von ihrem Mutterlande endgültig abzusondern und sie zu rückhaltlosen Bürgern der Vereinigten Staaten zu machen. Sie sollen in der gemeinsamen „Nation“ restlos aufgehen; daß diese, infolge der Herrschaft der englischen Sprache eine amerikanische ist, beirrt den „Idealisten“ nicht weiter, selbst ein Vollblut-Engländer, weil er nicht anders, als daß seine Landsleute es alle unterschiedslos sein müssen oder sein sollen. Nichts liegt ihm offenbar so am Herzen, als sie mittelst der Begeisterung für die Rolle, die er im Weltkriege zu spielen gedenkt, zu einer gleichartigen Masse zu verschmelzen; was ihm schließlich durch den Aufruf zu den Waffen auch glücken sollte.

In der Ansprache an die Graduierten der Kriegsakademie am 18. Juni 1916 betont er zwar noch einmal, daß es sich nur darum handle, in Bereitschaft zu sein, allein er gibt zugleich zu verstehen, daß Amerika bei dem Austrag des europäischen Krieges ausschlaggebend sein müsse, und zwar indem es sein ganzes mächtiges Gewicht in die Schale fallen lasse für das, was ihm allein ansehe. Dabei gibt er der Ueberzeugung Ausdruck, daß

*) Wilson. Das staatsmännische Werk des Präsidenten in seinen Reden. Verlag von Dietrich Reischer (Ernst Rössler) in Berlin 1919. 309 Seiten. Preis M 17.00.

„der gegenwärtige große Krieg in Europa“ nicht zufällig entstanden sei. „Alle Elemente dazu waren vorhanden, der Kampf mußte früher oder später kommen.“ Welcher Satz ihn indes nicht verhindern wird, seinen Namen unter die Urkunde zu setzen, welche Deutschland und Deutschland allein für das Blutbad verantwortlich macht!

Der „Flaggentag“ in Washington am 14. Juni 1916 gibt ihm Gelegenheit zu versichern, daß ihm jetzt erst die ganze Bedeutung der Unionflagge zum Bewußtsein gekommen sei. Sie sei das erhabene Sinnbild ihrer Einheit und ihrer Macht. Wenn er den Wind die schönen Streifen der großen Flagge lieblos wehe, werde er eine Hand zu sehen glauben, die den Weg der Pflicht weist, sei er noch so schwer, sei er noch so lang, den die Vereinigten Staaten gehen müßten, wenn sie „ihre Glorie und ihre Ehre“ wahren wollten!

Auf dem Handelskongress in Detroit am 10. Juli mahnt er, die kurzfristige provinzielle Denkart zu überwinden und den Welthandel ins Auge zu fassen. Man soll sich bewußt sein, aus einem Schuldnervolk ein Gläubigervolk geworden zu sein. Sie hätten mehr von dem überschüssigen Gold der Welt als je zuvor. Fortan werde es ihre Sache sein, durch Anleihen die großen friedlichen (!) Unternehmungen der Welt fördern zu helfen! Hassen könne man nur Menschen, ein Volk, das man nicht hassen!

Bei der Annahme der zweiten Präsidentschaftskandidatur am 2. September 1916 tut er sich vor allem darauf zu gute, neutral geblieben zu sein. Er vermeidet offensichtlich, zu viel von dem europäischen Kriege zu sagen (er spricht fast ausschließlich von Mexiko). Der Friede, für den Amerika mit voller Kraft eintreten sollte, müsse „ein gerechter und ausgeglichener Friede werden.“

In einer Ansprache an den städtischen Frauenklub in Cincinnati am 28. Oktober 1916 entschließt ihm das Befehnis, wie sehr den Amerikanern daran gelegen gewesen ist, die deutsche Konkurrenz los zu werden. Wie verdrößt seien doch diejenigen, welche glauben machen wollten, Europa sei im Gefolge des Krieges wirtschaftlich erstarrt! Diesen zur Antwort ruft er, offenbar im Hinblick auf Deutschland: „Erzeugen sie jetzt Farbstoffe, um unsere Märkte zu ruinieren? Stellen sie jetzt Seidenstoffe her, um unsere Seidenfabriken aus dem Felde zu schlagen? Erzeugen sie die Güter, die sie nach Amerika zu senden pflegten, jetzt, da sie in diesem Todeskampfe befangen sind, in solchem Uebermaß, daß sie daran denken können, das Uebergewicht über Amerika zu gewinnen?“

Es würde vielleicht ein Menschenalter und mehr hingehen, bis die erschöpften europäischen Nationen ihre wirtschaftliche Spannkraft wieder herstellen könnten. Es sage indes Keiner, „das ist die Gelegenheit für Amerika, um daraus Nutzen zu ziehen!“ Amerika soll davon den Vorteil haben nur aus „idealen Beweggründen“ heraus!

Am 18. Dezember 1916 hat der so Friedliebende und Humane durch den amerikanischen Geschäftsträger in Berlin zu einem Gedankenaustausch in bezug auf den Frieden angeregt, allein, wie schon dargelegt, die bezügl. deutsche Kundgebung Nichts geachtet. Nur die Entente-Mächte, bekundete er dem Senat am 22. Januar 1917, hätten ihre Friedensbedingungen bekannt gegeben. Bevor Amerika als Vermittler auftreten könne, müsse der Krieg erst beendet sein. Amerika aber müsse und werde darauf bestehen, daß der Friede ein Friede sei, der die Zustimmung der ganzen Menschheit findet, und nicht bloß den verschiedenen Interessens und unmittelsbaren Zielen der im Kriege beständigen Völker dient. Vor allem müsse „ein Friede ohne Sieg geschlossen werden“. „Ein Sieg würde einen Frieden bedeuten, der den Besiegten aufzuzwingen ist, die Bedingungen des Siegers, die dem Unterlegenen auferlegt werden. Er würde nur mit dem Gefühl der Demütigung aufgenommen werden, unter Härten, mit unerträglichen Opfern, und er würde einen Stachel zurücklassen, ein Nachgefühl, eine bittere Erinnerung, auf dem der geschlossene Friede nicht dauernd, sondern nur wie auf Triebband ruhen würde. Nur ein Friede zwischen gleichen Mächten kann dauern.“

Noch bei seinem neuen Amtsantritte am 5. März 1917 erklärte der so Friedliebende, es bei der bewaffneten Neutralität bewenden lassen zu wollen. Er räumte ein, daß bislang (seit dem 1. Februar) die Deutschen vermieden hätten, amerikanische Schiffe zu versenken. Trotzdem verlangte er am 2. April 1917 vom Kongress die Kriegserklärung. Nicht ohne wieder einmal zu versichern, daß Amerika mit dem deutschen Volke, für das die Amerikaner kein anderes Gefühl als das der Sympathie und Freundschaft hegen, keinen Streit hätte. Nicht auf ihr (der Deutschen) Betreiben sei ihre Regierung in den Krieg gegangen, auch nicht mit ihrem vorherigen Mitwissen oder Einverständnis; das Zerwürfnis sei nur durch die jüngste Politik der kaiserlich deutschen Regierung herbeigeführt worden.

Diese Reden sind es, durch die die deutschen Ideologen sich so haben betören und einsperren lassen, daß sie sich nicht anders haben denken können, als daß der Wilsonsche Friede ein solcher „des Rechtes“ sein werde, von dem aus die allgemeine Völker-verbüßung datieren werde. Ihre Haupt Hoffnung setzten sie dabei auf den Völkerbund, für den er zum voraus schon vergöttert worden ist, und den er nicht müde geworden ist, als das

Alpha und Omega seiner staatsmännischen Weisheit und welt-historischen Mission anzukündigen. Statt dessen das Versailles-„Friedensbuch“! Punkt für Punkt genau das Gegenteil von dem, was er immer und immer wieder als seinen unabänderlichen Vorsatz, als die gebieterische Pflicht des Amerikanertums in die Welt hinausgerufen hatte!

Um sein „Ideal“ zu verwirklichen, hat er es sich nicht nehmen lassen, obgleich noch kein Präsident während seiner Amtsperiode das Gebiet der Vereinigten Staaten verlassen hatte, selbst — auf dem „Washington“ — übers große Wasser zu kommen, und an Ort und Stelle, in Europa, nach dem Rechten zu sehen. Der Empfang, der ihm in den Entente-Ländern bereitet worden ist, hat ihn völlig berauscht. Bei der Rückkunft von der Pariser Konferenz nach Amerika, bei seiner Landung in Boston, am 24. Februar 1919, hat er die Leistung seines Millionenheeres nicht genug rühmen können. Seine amerikanischen Soldaten (auch die Schwarzen!) seien wie „mit dem Geiste von Kreuzfahrern“ besetzt gewesen. Nur durch die „Ideale“, die er verkündet, und nichts anderes sei der große Krieg gewonnen worden! Nichts erfülle ihn mit höherem Stolz, gewähre ihm eine innigere Befriedigung, als das Bewußtsein hiervon. Das Europa des zweiten, des dritten Kriegsjahres sei in einer Art dumpfer Verzweiflung verfunken. „Man sah nicht, wie selbst aus dem Siege etwas Großes hervorgehen könne. Man hoffte auf irgend eine Rettung. Man hoffte sein Land von den fremden Heeren zu befreien und sein Heim und sein Gewerbe neu zu begründen. — Man dachte nicht im Traum daran, daß es ein Europa voll ruhigen Friedens und erfüllter Hoffnungen sein würde.“ Das Europa, das er vor wenigen Tagen verließ, aber sei erfüllt gewesen von etwas, wovon er es nie vorher so erfüllt gesehen hatte. „Es war voll Hoffnung.“

Am meisten erfreut und erstaunt war er über die „Mäßigung“ derer, die nationale Forderungen vorbrachten. Hierfür verwies er vor allem auf die Polen, die Tschechen und die Südslawen. Warum nicht auch auf die Franzosen, die Italiener, die Rumänen und „last not least“ John Bull? Für alle hat er ein Herz, mit Ausnahme jenes deutschen Volkes, für das, wie wir aus seinem eigenen Munde hörten, der Amerikaner nur das „Gefühl von Freundschaft und Sympathie“ hat!

Was kennzeichnet den „Ideologen“, wenn nicht, daß er das Gegenteil bewirkt von dem, was er selbst erstrebt? Als Wilson die ganze Macht der Vereinigten Staaten in seiner einen Hand hielt und sein Millionenheer in Europa gelandet war, war er der größte Machthaber, von dem die Geschichte zu berichten weiß. Er, und er allein hatte Frankreich, Italien, England gerettet, und den siegreichen deutschen Waffen ein Halt geboten. Er brachte nur zu erklären, daß er auf der von ihm selbst formulierten Grundlage mit Deutschland Frieden schließen werde, und sein Friedensideal mitsamt dem wahren Völkerbunde war verwirklicht. Statt dessen hat er sich von Lloyd George und Clemenceau aus Zeitweil nehmen lassen und sein eigenes Ideal in sein Gegenteil verwandelt. Er, dem buchstäblich die Welt zu Füßen lag, sieht zu Versailles am Pranger und ist diesseits und jenseits der Atlantik zu einer Null geworden.

Die „Neutralität“ der Vereinigten Staaten, wie er sie für seine „Friedens“-Politik auf den Schild geschrieben hat, ist, wie wir sahen, — Schwindel gewesen. Er hat tatsächlich vom ersten Tage an, mit England, Frankreich und Rußland, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gegen Deutschland Krieg geführt. Schon das englische Millionenheer ist ein amerikanisches gewesen, ohne die amerikanischen Maschinen und Kriegsgüter stillen aller Art hätte es nie ins Leben gerufen werden können. Für ihn und seine Amerikaner durchweg stand es fest, daß England unter keinen Umständen unterliegen dürfe. An der anglikanischen Welt Herrschaft ist dem Yankee nicht weniger gelegen als Old England selber. Amerika zitterte vor dem Japaner; aus alleiniger Kraft konnten die Vereinigten Staaten, ohne irgend zureichendes Heer oder auch nur zureichender Flotte, dem Japaner nicht beikommen. Hierzu bedurften sie unbedingt der englischen Bundesgenossenschaft. Wir hätten denn auch mit Amerika, am allerwenigsten mit dem so hochgemuteten Wilson, nicht Frieden behalten können, ohne uns von den Engländern schlagen zu lassen. Daß die Staatslenker an der Spree dies nicht von vornherein erkannt, und danach das Reichssteuer gesteuert haben, hat sie zu Ideologen gestempelt, wie der Ideologe im Weißen Hause zu Washington sie sich nicht vertrauensvoller hätte wünschen können.

Wenn Woodrow Wilson von seinen Amerikanern, in ihrem Siegestaumel, mit Alexander dem Großen und Julius Cäsar verglichen worden ist, so dürfte der künftige Historiker weit eher eine unglaublich größere Rehnlichkeit zwischen ihm und unserem beklagenswerten Kaiser Wilhelm II. feststellen. Auch ihn kennzeichnet nicht so sehr, wie der Größenwahn, dem der pöblich zu ungebundener Macht Gekommene nur zu leicht verfallt, und der Dilettantismus bei der diktatorischen Handhabung der auswärtigen Politik, als der in Ideologie übergegangene Idealismus, das hochtönende Wort statt der entsprechenden Tat. Wenn irgendwo nüchternen Realismus unerläßlich ist, so in der Politik. Möchten wir Deutsche aus dem tragischen Schicksale Wilhelms II. und Wilsons wenigstens dies Eine lernen und beherzigen!